

Zeitschrift: Thurgauer Jahrbuch
Band: 53 (1978)

Artikel: Ein Zürcher in Frauenfeld
Autor: Hürlimann, Martin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-700860>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 26.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Zürcher in Frauenfeld

Für so manchen Menschen bleiben die Entwicklungsjahre die heroische Epoche seines Lebens: Er attackiert die kühnsten Ziele, tausend Möglichkeiten breiten sich vor ihm aus, es fehlt nur noch das nötige Rüstzeug, für das er nolens volens auch auf die Schule angewiesen ist. Für mich waren meine Gymnasialjahre an der thurgauischen Kantonsschule in Frauenfeld diese Zeit.

In der Frauenfelder Schule faßte ich Wurzeln und erlebte die Kameradschaft, durch die man sich in die Gesellschaft außerhalb der eigenen Familie integriert. Wie andere Schüler hatte ich eine «Bude». Mein Wirt, an dessen Tisch unser zwei Gymnasiasten auch die Mahlzeiten einnahmen, war der pensionierte Lehrer Bollmann, dessen Lebenskräfte offensichtlich erschöpft waren, während seine resolute Gattin mit unverminderter Gschaffigkeit für alles sorgte, einschließlich des Weckens ihrer Logiergäste, die im Sommer um sieben Uhr, im Winter um acht Uhr in der Schule auf dem Hügel oben antreten mußten.

Von den Lehrern stand mir schon seiner Fächer Deutsch und Geschichte wegen Theodor Greyerz am nächsten. Er war ein Idealist reinsten Wassers. Im Unterschied zu seinem älteren Bruder, dem Sprachforscher Otto von Greyerz, hatte er das in dieser alten Berner Familie übliche «von» abgelegt; er gehörte zu den damaligen Grütlianern, einer Partei, die sich sowohl zum Sozialismus als auch zur Nation bekannte. Er war als Junggeselle von jener etwas ungeschickten Art, über die sich die Jugend gerne lustig macht. (Ich habe in der Schule wie im Militär immer wieder beobachtet, wieviel leichter es die ungehemmt autoritär auftretenden Herrschaften gegenüber der angeblich rebellischen Jugend haben, während man manchen Gutmeinenden seine Hilflosigkeit grausam spüren läßt.) Greyerz, dem später die Neubearbeitung der in den meisten Mittelschulen benützten «Bilder aus der Weltgeschichte» von Wilhelm Öchsli anvertraut wurde, war ein Zentralist und für



den Abbau des fortschrittshehmenden Föederalismus – was mir heute nicht mehr so unbedingt einleuchtet wie damals. Die Französische Revolution war nun einmal der große Durchbruch, an dem bei mir seither ebenfalls einige Zweifel genagt haben. Das große Panorama der Weltgeschichte wurde aufgerollt, mit der Leidenschaft stetiger Parteinahme – und darin bin ich auch heute noch sein treuer Schüler. Greyerz suchte uns aber auch seine Begeisterung für die Denkmäler der deutschen Dichtung mitzuteilen, mit Goethe und Schiller als ragenden Gipfeln, wobei ich mit ihm einig wurde, daß von den beiden wechselnd immer der eine mehr zu fesseln vermag.

Mit besonderer Anhänglichkeit denke ich auch an unsern Englischlehrer zurück. Zu einer gewissen Zeit teilte sich die Klasse in diejenigen, die Englisch oder Italienisch als Maturfach wählten. Unsere Gruppe, die sich für die Weltsprache auf Kosten der dritten Landessprache entschied, war etwas kleiner als die andere. «Little», wie wir den kleinen Professor Spiller nannten, vermittelte uns mit den englischen Ausdrucksweisen auch einen Begriff von englischer Lebensart, von dem, was an *gentleman* oder *fairplay* unübersetzbar bleibt, und er sprach mit Sympathie von den skurrilen Seiten des Inselvolkes. Das paßte alles gut zu dem, was von der englischen Pensionszeit Mamas durchgesickert war, und hat wohl zu meiner heute noch anhaltenden Voreingenommenheit für das perfide Albion beigetragen. Als wir in Frauenfeld in der Klausur der schriftlichen Matur saßen, hörten wir, daß «Little» im Spital einer Krankheit erlegen sei. Das größte Original unter den Lehrern war zweifellos Professor Stauffacher. Er dozierte Chemie, ja, dozierte, denn er behandelte uns wie Studenten in seinem Hörsaal. Er ließ uns nicht im Zweifel darüber, daß «die Herren da drüben», nämlich seine Kollegen an den beiden Zürcher Hochschulen, seinen Forschungen über die Maul- und Klauen-



«Erica», das ehemalige Wohnhaus von Kantonsschullehrer Dr. Wegelin, heute ein Tagesheim für Schüler. Gezeichnet von Paul Wyder.

seuche und die Reblaus noch nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen hätten, und für die von ihm entwickelte Zellentheorie war, so hatte man den Eindruck, ein Nobelpreis fällig. Der Professor machte seinen Hörern gegenüber auch kein Geheimnis daraus, daß bei einer Eheschließung höchste Vorsicht geboten sei, er spreche aus bitterer Erfahrung. Wir wurden gewahr, daß unter den großen naturwissenschaftlichen Entdeckern Mittelschullehrer genau so gut wie Universitätsprofessoren zu finden sind. Wie ein Hexenmeister demonstrierte uns der hagere Mann mit seinem Asketenkopf und dem auf- und abgenommenen Pincenez die überraschenden Wirkungen chemischer Stoffe aufeinander, indem sich farblose Flüssigkeiten dramatisch verfärbten oder gar Explosionen auslösten. Die Weltanschauung, die Stauffacher dozierte, entsprach etwa den «Welträtseln» von Haeckel, die vielen jungen Leuten die willkommene Begründung für die Überflüssigkeit so manchen von den Alten mitgeschleppten Denkkrams lieferte. (In der Gymnasialabteilung hielt man das freilich für eher primitiv und berief sich lieber auf Nietzsche, auch der Name Blüher tauchte bereits auf.)

Einen besonderen Inhalt erhielt mein Leben in Frauenfeld, als ich in der fünften Gymnasialklasse Gelegenheit erhielt, einem der beiden rivalisierenden Kantonsschulvereine beizutreten. Kameraden vom «Rosenburg»-Orchester hatten mich zum Turnverein Concordia hingezogen, schließlich aber fand ich, daß die Thurgovia mit ihrer Devise «Litteris et amicitiae» doch mehr meiner Art entsprach, und die Thurgovia wurde das Hauptfeld meiner Betätigung außerhalb der Schule. Der Verein war von Louis Forrer, der es inzwischen zum Bundespräsidenten gebracht hatte, gegründet worden und nach dem Muster einer Studentenverbindung organisiert. Man trug Couleur, das heißt ein Band in den grünweißen Thurgauer Farben und eine weiße statt der sonst üblichen blauen

Mütze. (Die Concordianer unterschieden sich von uns durch ihr Rot.) Am Samstagnachmittag hatten wir unsere literarische Sitzung in der Kantonsschule oben, und abends, wenn das Alkoholverbot nicht mehr gültig war, fanden wir uns an der Murgbrücke unten im Kneiplokal ein. Die für ein Semester verteilten Chargen des Erst-, Zweit- und Drittchargierten, des Fuchsmajors und des Kantusmagisters wurden sehr ernst genommen. Ein guter Teil der Studentenlieder in dem aus Deutschland bezogenen «Kantusprügel» mußte auswendiggelernt werden. Versproduktionen, meist auf Kosten der Lehrerschaft und der Kameraden, belebten das gesellige Beisammensein, wobei sich besonders «Pendel», ein angehender Theologe, durch jene besondere Gabe auszeichnete, mit drolligen Reimen eine unwiderstehlich komische Wirkung zu erzielen. Das Biertrinken hatte wenigstens die eine gute Folge, daß ich einige Male anschließend an das Kneipen mit einem Freund lange nächtliche Wanderungen in die Umgebung von Frauenfeld unternahm, eine Umgebung, die mir mit ihren Obstgärten und waldigen Höhen auch von einsamen Tagesspaziergängen her unauslöschlich mit dem ersten Erleben großer deutscher Lyrik von Goethe bis Hölderlin, von Eichendorff und Mörike bis Keller verknüpft bleibt.

Hier muß ich ein Bekenntnis einschieben: Wir waren uns noch nicht bewußt, was ein Establishment ist, wir nahmen die durch Rektor Leumann repräsentierte Autorität als unvermeidlich hin, es kam uns keine Idee von Mitbestimmung, und so ging es von einem Ex zum andern. Die Institutionen waren noch nicht ins Rutschen gekommen, man bewegte sich in den Konventionen wie in der Syntax der Sprache. Aber was gab es in dieser Sprache nicht alles auszudrücken, zu entdecken, die ganze Welt stürmte auf uns ein, wie sollten wir da Zeit haben, sie auch gleich schon zu reformieren! Es scheint mir heute kaum faßbar, was wir da-

mals außerhalb des keineswegs zu verachtenden Schulpensums in und außerhalb der Thurgovia alles trieben.

Von den vielen kleinen Präsidenschaften, die im Gesellschaftsleben der Schweiz eine Rolle spielen und von denen auch mir die eine oder andere zugefallen ist, habe ich nur eine wirklich begehrt: die Rolle des Erstchargierten in der Thurgovia. Hier lernten wir etwas von den Spielregeln der Politik, wo jeder selbst sein feurigster Anhänger ist, wenn er es auch nicht so offen zu zeigen wagt wie ein amerikanischer Präsidenschaftskandidat. Wir gewöhnten uns daran, Reden zu halten und zu debattieren. In den Thurgovia-Vorträgen behandelten wir Themen, die in der Schule nicht zum Zug kamen. Verskünste wurden auch in höheren Regionen als am Kneiptisch ausprobiert. Einmal ließ ich durch einen Freund in unserer Sitzung Gedichte von mir vorlesen, natürlich nicht unter meinem Namen; auf der Suche nach einer möglichst wohlklingenden Schutzmarke aus der neuesten Literatur war ich auf Wilhelm von Scholz verfallen. Dem richtigen Wilhelm von Scholz bin ich übrigens nachmals in natura begegnet. Ich begeisterte mich zuerst wild für Heine, hielt in der Schule auch einen Vortrag über seine Lyrik, schwenkte dann aber doch mehr zu Goethe, Schiller, Mörike, schließlich zu Hölderlin über. Die Dramen von Shakespeare las ich eins nach dem andern wie Kriminalromane, und an seinen Sonetten versuchte ich mich als Übersetzer. Die deutschen Klassiker und Romantiker kamen zum erstenmal daher, in ihrem Glanz, ihrem Zauber. Spittellers «Olympischer Frühling», hatte man sich an die eigensinnigen Verse erst einmal gewöhnt, entfaltete die Fülle seiner Gedichte, und als ausgiebigste Ferienlektüre boten sich die gewaltigen Romane von Tolstoi und Dostojewski an. Von den Zeitgenossen aber berührte mich kein anderer so wie Strindberg; hier war der Paulus, der Luther unserer Zeit, mit seinem Purgatorium, seinen

Visionen, die er als Romane, Novellen, Märchen, historische Miniaturen, Dramen und nackte Konfessionen wie Lava herausschleuderte. Er wurde auch das größte Theatererlebnis der kommenden Jahre, nach Shakespeare versteht sich, der allewege der Größte bleibt.

Das Kantonsschulhaus von Osten. Im Vordergrund eine Schulbaracke im Garten der Villa «Sonnenberg». Gezeichnet von Paul Wyder.



Von den Kameraden, mit denen ich so manches Erlebnis teilte, sind mir einige noch während meiner Studienzeit begegnet, aber die Linien gingen auseinander, und bei den Jubiläumstagungen der Klasse oder der Thurgovia fehlte der eine oder andere für immer. In verschiedenen Gemeinden des Thurgaus waren sie als Pfarrer, Apotheker, Lehrer gelandet, einer wurde Oberstkörpskommandant, andern begegnete man in Zürich wieder als wichtigem Mann in einer Bank oder einer Treuhandgesellschaft, und wieder andere gelangten in ein Bundesamt in Bern oder zogen nach Amerika. Als die Thurgovia 1962 ihr hundertjähriges Bestehen feierte und ich die Festrede im Frauenfelder Rathaus halten mußte, stellte ich meinen Betrachtungen das Hölderlin-Wort «Die Linien des Lebens sind verschieden ...» voran.

Ein Fall für sich war mein «Leibbursch» Jakob Müller, den man im ganzen Thurgau unter seinem Vulgo «Sprudel» kannte. Er hatte krankheitshalber während eines Jahres mit der Schule aussetzen müssen und war dadurch, obwohl ein Jahr älter, in unsere Klasse gelangt. Er apsierte nie auf die erste Stelle, weder in der Klasse noch in der Thurgovia, und hielt sich in der guten Mitte. Als Jusstudent ging er für zwei Semester nach Leipzig, wo wir unsern freundschaftlichen Umgang fortsetzten. Er war stets zu einem Spaß aufgelegt, nie um Unterhaltung auf jeder Stufe verlegen, mit einem bemerkenswerten Vokabular helvetischer Kraftausdrücke. Er pflegte sich sein Leben lang, wie das hier und da bei Schweizern der Fall ist, primitiver zu geben, als er war. (Bundesrat Etter sagte mir einmal schmunzelnd, das sei im Verhandeln mit den sich supergescheit gebenden Ausländern nicht immer ein Nachteil.) Auf jeden Fall brachte er für seine Karriere neben einer soliden juristischen Ausbildung zwei unschätzbare Vorteile mit: einen kerngesunden Menschenverstand, der die Realität in den richtigen Proportionen zu sehen wußte, und einen in allen

Lebenslagen sich bewährenden, sich burschikos gebenden, in Herzensgüte verankerten Humor. Er wurde Regierungsrat und als solcher Chef des thurgauischen Erziehungsdepartements, somit auch oberste Instanz für die Kantonsschule; später wechselte er zum Justiz- und Polizeidepartement über, und der Thurgau delegierte ihn in den Ständerat. Ohne ein brillanter Redner zu sein, erfreute er sich bald auch unter den eidgenössischen Parlamentariern größten Ansehens. Seine Wahl zum Präsidenten der Ständekammer wurde im Thurgau groß gefeiert.



Meine Frauenfelder Zeit hatte noch ein Nachspiel, indem es der Zufall wollte, daß die Infanterierekrutenschule von 1919, in der ich als Korporal meine «Schnüre abverdienen» mußte, von Zürich ausgerechnet nach dem Artilleriewaffenplatz Frauenfeld verlegt wurde. Der Dienst war im Vergleich zu meiner eigenen Rekrutenschule während des Kriegs das reinste Ferienlager, und ich hatte Gelegenheit, aus den Rekruten ein kleines Orchester zusammenzustellen und außerdem die abendlichen Proben für eine Theateraufführung mit meinen alten Freunden von der Kantonschule zu leiten.

Wir gaben im Kasinosaal auch ein erfolgreiches öffentliches Konzert, mit dem meine Laufbahn als Dirigent leider bereits ihren Abschluß gefunden hat.

Auch meine Laufbahn als Regisseur beschränkte sich auf Frauenfeld, wo ich in einer Inszenierung von «Romeo und Julia» mit den Kantonsschülern zeigen wollte, daß sich die Errungenschaften von Reucker und Reinhardt auch unter den primitivsten Voraussetzungen anwenden ließen.

(Aus dem Werk «Zeitgenosse aus der Enge», Verlag Huber, Frauenfeld 1977).